

FIONA DAVIS  
Wege ihrer Sehnsucht

*Fiona Davis im Goldmann Verlag:*

Wovon sie träumten. Roman

Die Hoffnung der goldenen Jahre. Roman

Wege ihrer Sehnsucht. Roman

( alle auch als E-Book erhältlich)

FIONA DAVIS

# Wege ihrer Sehnsucht

Roman

Deutsch von  
Doris Heinemann

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel  
»The Masterpiece« bei Dutton, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2019

Copyright © der Originalausgabe 2018 by Fiona Davis

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2019

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

All rights reserved.

This edition is published by arrangement with Dutton,  
an imprint of Penguin Publishing Group,  
a division of Penguin Random House LLC.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Balustrade: © FinePic®, München;

Gebäude: © gettyimages/Stephen Wilkes; Frau: © Trevillion Images/  
Elisabeth Ansley

Innenseiten: FinePic®, München

Redaktion: Ele Zigl drum

An · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48903-9

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für Tom*



# KAPITEL I

*New York City, April 1928*

Clara Dardens Illustrationskurs in der Grand Central School of Art, der unter den Kupferdächern des besagten Bahnhofs stattfand, wurde von den Zügen, die viele Hundert Fuß unter dem Atelier durch die uralten Schieferschichten Manhattans rumpelten, nicht beeinträchtigt. Ein Überraschungsbesuch von Mr Lorette, dem Schulleiter, schien hingegen die Durchschlagskraft einer Tausende Tonnen schweren Lokomotive zu haben.

Allerdings hätte Clara der jährlichen Ausstellung des Lehrkörpers, die noch am selben Abend um sechs Uhr eröffnet werden würde, auch ohne besonderes Zutun von Mr Lorette beklommen entgegengesehen. Ihre erste Ausstellung in New York City, und alle wichtigen Leute aus der Kunst- und Verlagsszene würden da sein. Seit Monaten hatte sie an ihren Illustrationen gearbeitet, denn sie wusste, dies hier war vielleicht ihre einzige Chance.

Sie hatte ihrer Klasse die Aufgabe gestellt, sich einen anderen Buchumschlag für Virginia Woolfs neustes Buch auszudenken, und die vier Frauen hatten sich eifrig an die Arbeit gemacht, während der einzige Mann –

und nebenher auch ein bisschen Lebemann – mit einem vernehmlichen Seufzer die Augen verdreht hatte. Gertrude, die Lernbegierigste der fünf Kursteilnehmer, hatte, empört über Wilburs mangelnden Respekt, nach einer Terpentinflasche gegriffen und gedroht, sie ihm an den Kopf zu werfen. Mitten in diesem lautstarken Streit war Mr Lorette hereingeschneit.

Immerhin waren sie alle erwachsen und keine Kinder mehr. Doch jedes Mal, wenn Wilbur für Aufruhr sorgte, benahm sich die ganze Klasse bedauerlicherweise wie eine Horde unreifer Jugendlicher. Meistens brachte Clara dann die nötige Autorität auf, um für Ruhe zu sorgen, bevor das Ganze ausuferte. Doch Mr Lorette schien ein wundersames Gespür für die seltenen Gelegenheiten zu haben, bei denen Clara die Kontrolle über die Klasse verlor, und man konnte sicher sein, dass er gerade zu solchen Zeiten vorbeischaute, um sich ein Bild von ihren pädagogischen Fähigkeiten zu machen.

»Miss Darden, brauchen Sie schon wieder pädagogische Unterstützung?« Mr Lorettes kahler Schädel glänzte, als wäre er von einem der Schuhputzjungen in der Haupthalle des Bahnhofs poliert worden. Seine Mundwinkel hingen selbst dann noch herunter, wenn er sich freute, und seine beiden Augenbrauen führten ein Eigenleben und strebten wie zwei haarige Raupen in unterschiedliche Richtungen. Obwohl erst Anfang dreißig, versprühte er bereits den schnippischen Charme einer ewig nörgelnden alten Jungfer.

Drei Jahre zuvor, nachdem einer der berühmten Gründer der Schule, John Singer Sargent, gestorben

war, hatte man ihn zum Direktor ernannt. Die Studentenzahlen und der gute Ruf der Schule waren mit jedem Studienjahr gewachsen, ein Erfolg, den Mr Lorette im Vorstellungsgespräch mit Clara als seine ganz persönliche Leistung dargestellt hatte. Dann hatte Mr Lorette sie von der studentischen Hilfskraft zur stellvertretenden Dozentin befördert, weil der Dozent, den er eigentlich ausgesucht hatte, in letzter Minute abgesagt hatte. Sie hatte also von Anfang an nicht auf einer Stufe mit den anderen Dozenten gestanden. Und dann war die Klasse auch noch von den im Januar eingeschriebenen fünfzehn Studenten auf fünf zusammengeschrumpft. Zehn dieser ursprünglichen Studienanfänger waren nämlich gleich am ersten Tag beleidigt abgezogen, weil sie von einer Frau unterrichtet werden sollten.

Mr Lorettes Unzufriedenheit und die Wahrscheinlichkeit, dass sie im nächsten Semester nicht wieder eingestellt würde, wuchsen von Woche zu Woche. Was bedeutete, dass diese Ausstellung am heutigen Abend vermutlich ihre letzte Chance war, den Herausgebern der wichtigsten New Yorker Zeitschriften ihre Illustrationen vorzuführen.

Seit sie im Jahr zuvor nach New York City gekommen war, hatte Clara in Abständen von einigen Monaten gewissenhaft immer wieder Entwürfe in den Büros von *Vogue* und *McCall's* abgegeben, aber ohne Erfolg. Die Antworten reichten vom niederschmetternden »Nein, nicht originell genug« zum ermutigenden »Versuchen Sie es später noch einmal«. Und heute Abend würde sich das alles ändern. Hoffte sie wenigstens. Wenn die Herausgeber ihre Arbeiten erst in den heili-

gen Hallen der Grand Central Art Galleries neben den Werken namhafter anderer Dozenten hängen sähen, würden sie ihr Talent endlich zu schätzen wissen. Und vielleicht umso mehr, als sie die einzige Illustratorin des Lehrkörpers war und daher hervorstechen würde.

Mr Lorette räusperte sich.

»Nein, Sir. Wir brauchen keinerlei Unterstützung. Danke, dass Sie nach uns geschaut haben.« Sie schob sich vor den Tisch, an dem sie gearbeitet hatte, um ihm die Sicht auf ihre eigenen Zeichnungen zu versperren.

Doch vergebens. Er ging um sie herum und stellte sich hinter ihren Arbeitstisch. Seine Nase zuckte. »Was ist das?«

»Einige Figuren, an denen ich gearbeitet habe, um zu zeigen, wie man mithilfe eines Zirkels die Proportionen richtig wiedergibt.«

»Ich dachte, das hätten Sie bereits durchgenommen?«

»Man kann die Grundlagen gar nicht oft genug wiederholen.«

Er nickte misstrauisch und ging dann langsam zwischen den Tischen hindurch, sein Blick flog über die einzelnen Zeichentische. Ihre Studenten traten einen Schritt zurück und hofften auf ein Lob.

»Wieso scheint jeder Student etwas völlig anderes zu zeichnen?«

Sie deutete mit einer Kopfbewegung auf den Roman, den sie auf den Tisch für die Stilleben gestellt hatte. »Die Aufgabe war die Gestaltung eines Buchumschlags.

Ich ermunterte sie dazu, ihre Fantasie spielen zu lassen.«

»Nun, die Leuchttürme und Strände passen ja auch dazu. Aber Sie zeichnen doch da Unterwäsche?«

Selbst wenn er ein einfühlsamerer Mensch gewesen wäre, hätte sie ihm nicht erklären können, wie schmerzhaft lang sich die Stunden dehnten, wenn man so wenige Studenten unterrichtete. Und wie die Dachfenster das Licht in einer Weise streuten, bei der sich ein Tag, ganz gleich, ob er sonnig oder bewölkt war, genauso anfühlte wie jeder andere. Sie machte ihre Routinerunden, wies darauf hin, dass die Trockenbürstentechnik Texturen am besten hervorhob, oder ermunterte Gertrude, wenn diese den Mut verlor – doch von einem gewissen Punkt ab mussten die Studenten ihre Arbeit allein machen. Und deshalb hatte sie heute einen Hocker vor einen Zeichentisch gestellt und die Figuren für ihren neusten Auftrag vom Wanamaker Department Store skizziert: drei Seiten Damenhemden für den Sommerkatalog. Eine miserabel bezahlte Arbeit, aber besser als nichts.

»Das ist für den Unterricht morgen«, log sie. »Da wir kein lebendes Modell haben, mit dem wir arbeiten können, wollte ich ihnen mit einer Zeichnung von mir eine Orientierung geben.«

Wie sie gehofft hatte, lenkte ihn diese Erinnerung an ihre ständige Bitte um ein Modell ab.

Seine Stimme wurde so hoch wie die eines Schulmädchens. »Die Studenten können jederzeit eine Aktzeichnenklasse besuchen. Dies hier ist ein Illustrationskurs, und all unsere Modelle sind für die Kurse in

bildender Kunst reserviert. Und wie Sie schon sagten, können Ihre Studenten ja auf ihre Fantasie zurückgreifen, nicht wahr?«

»Aber ideal ist es nicht. Wenn wir ein Modell hätten, an dem wir die Anatomie unter der Mode erkennen könnten, könnten wir mit dem nackten Modell beginnen und es dann nach und nach mit Kleidungsschichten bedecken, um auf das bereits Gelernte aufzubauen.«

Sie hatte nicht lästig fallen wollen, aber irgendwie weckte Mr Lorette immer ihren Widerspruchsgeist.

»Da es sich hier um eine gemischte Klasse handelt, die noch dazu von einer Frau unterrichtet wird, wäre ein Aktmodell höchst unpassend. Es tut mir leid, dass unsere Schule in Ihren Augen so viele Mängel hat, Miss Darden.« Er schnalzte mit der Zunge, was in ihr die Lust weckte, ihm in den Mund zu greifen und sie herauszureißen. »Die anderen Dozenten, allesamt weit erfahrener als Sie, scheinen sehr gut zurechtzukommen.«

Die anderen Dozenten – allesamt Männer – bekamen jeden noch so abwegigen Wunsch von Mr Lorette erfüllt. Sie hatte ja erlebt, wie der Direktor sie dazu ermunterte, auf eine Zigarette in sein Büro zu kommen, wo sie zusammen über irgendeinen Männerwitz lachten und der Direktor die Füße auf den Schreibtisch legte, um männliche Lässigkeit zu demonstrieren. Clara passte nicht in dieses Klischee, und das gefährdete ihre Stellung.

»Ich bin sicher, auch wir kommen zurecht.«

Er ging hinaus und schloss die Tür hinter sich.

Sie wies die Klasse an weiterzuarbeiten. Auf Gertrudes Arbeit waren lediglich drei Schürfspuren, wo sie mit der Rasierklinge korrigiert hatte, für sie ein echter Rekord.

»Die Sturmwolken sind herrlich, aber wo sollen Buchtitel und Name der Autorin hin?«, fragte Clara.

Gertrude rieb sich mit dem Handgelenk die Nase und hinterließ dabei auf der Nasenspitze einen grauen Streifen. »Stimmt. Ich war so bei der Sache, dass ich es vergessen habe.«

Clara zeigte auf den oberen Rand. »Versuchen Sie, mit einem feuchten Schwamm etwas Farbe aus den nassen Bereichen zu entfernen.«

Diese junge Frau gab sich immer viel Mühe, wenngleich ihre energischen Handbewegungen besser für Ton oder Ölfarben geeignet waren als für den vorsichtigen Auftrag von Aquarellfarben, bei denen sich Fehler nur schwer korrigieren ließen. Ein bisschen zu viel Wasser, und dort, wo eine glatte Linie hätte sein sollen, blühte ein lebhaftes Blumenkohlmuster. Zu wenig Wasser, und die gesättigte Farbe klebte am Papier und ließ sich nicht weichwischen. Doch Clara liebte Aquarellfarben trotz oder vielleicht auch gerade wegen ihres komplizierten Charakters. Wie das Papier nach einer Lavierung in Hellorange, die einen Sonnenuntergang darstellen sollte, leuchtete und wie die Farben, wenn man sie miteinander mischte, ganz neue Farbtöne bildeten, die wahrscheinlich nicht einmal einen Namen hatten.

Endlich war es fünf Uhr. Die Studenten verstauten ihre Arbeiten in den Holzregalen, und als alle gegang-

gen waren, versteckte Clara ihre eigenen Zeichnungen ganz oben auf dem Schrank, wo sie vor Mr Lorettes neugierigen Blicken sicher waren.

Ziemlich hungrig lief sie nach unten in die Bahnhofshalle, wo die mit bräunlich-rosa Botticino-Marmor verkleideten Wände in die Höhe ragten. An der dunkel-türkisen Gewölbedecke funkelten elektrisch beleuchtete Sterne und gemalte Sternbilder, allerdings hatte der arme Künstler den Himmel versehentlich verkehrt herum gemalt, ein Fehler, über den sich die Kunststudenten gern mokierten.

Als sie im vergangenen September mit dem Zug aus Arizona angekommen war und zum ersten Mal diese erhabene Halle betreten hatte, war sie wie gebannt stehen geblieben und hatte mit offenem Mund alles angestaunt, bis sich ein Mann an ihr vorbeigedrängt und leise über ihr dummes Herumstehen geflucht hatte. Allein die Größe dieser Halle mit den glänzenden Bronzeleuchtern und den riesigen Fenstern, durch die das Tageslicht strömte, raubte ihr den Atem. Mit seiner inspirierenden Mischung aus Licht, Luft und Bewegung war dieser Bahnhof der perfekte Ort für eine Kunstakademie.

Und seither hatte sie immer kurz nach oben zu den Sternen an der Decke geschaut, bevor sie sich dem anschloss, was ein kunstvoller Tanz von Männern und Dienstmädchen zu sein schien, von rot bemützten Gepäckträgern und gut gekleideten Damen der Gesellschaft, die in den verschiedensten Winkeln aneinander vorbeiglitten und dabei nie zusammenstießen. Am liebsten lehnte sie sich über das Geländer des Westbal-

kons und beobachtete die Muster, die die dahinflutenden Menschenmassen rings um den runden Informationsstand bildeten, der mitten in der Halle stand und dessen vierseitige Uhr von einer glänzenden goldenen Eichel gekrönt wurde.

Ihr Magen knurrte. Sie folgte einer Gruppe elegant gekleideter Männer hinunter in die äußere Bahnhofshalle und betrat das Grand Central Terminal Restaurant, wo sie sich einen Platz am Tresen sichern konnte.

»Miss Darden?«

Eine junge Frau in einem schwarzen Samtmantel mit Pelzbesatz war hinter Clara aufgetaucht und lächelte sie fragend an. »Ich dachte doch, dass Sie es sein müssten. Ich bin Nadine Stevenson. Ich nehme Malunterricht an der Kunstschule. Essen Sie noch einen Happen vor der Ausstellung?«

»Ja, das habe ich vor, Miss Stevenson.«

»O bitte, nennen Sie mich Nadine.«

Nadine hatte eine große Nase und engstehende, tief liegende Augen. Ihr rechtes Auge war ein wenig größer als das linke, und diese Asymmetrie war ebenso verwirrend wie faszinierend. Clara stellte sich sofort vor, wie Picasso sie wohl sehen würde, in vielen schlecht zusammenpassenden Würfeln und Farben. Neben ihr stand ein Adonis von einem Mann, dessen symmetrische Schönheit einen aparten Kontrapunkt bot. Glänzende blaugraue Augen unter schön gewölbten Brauen und weizenblondes Haar.

»Und das ist ein Freund von mir, Mr Oliver Smith, er ist Dichter.«

Clara hatte eigentlich gehofft, sie könnte in Ruhe zu

Abend essen, doch daraus würde nun nichts werden.  
»Wie nett, Sie beide kennenzulernen. Bitte setzen Sie sich doch zu mir.«

Sie setzten sich auf die Hocker neben ihr, und der Kellner kam mit gezücktem Stift zu ihnen. Clara bestellte einen Austerneintopf, Oliver ebenso. Nadine verlangte geschälte Muskattrauben und danach einen Hummercocktail.

Viele der jungen Frauen an der Grand Central School of Art hatten sich nur angemeldet, um es irgendeines schönen Tages in ihrer Heiratsanzeige erwähnen zu können – eine kreative Betätigung, die künftige Schwiegerfamilien nicht abschreckte. Nadine mit ihren Perlen und ihrem Gehabe schien zu genau dieser Kategorie zu gehören.

»Miss Darden ist die einzige Frau im Lehrkörper der Grand Central School of Art«, erklärte Nadine Oliver.  
»Sie unterrichtet Illustration.« Mit einem strahlenden Lächeln wandte sie sich an Clara. »Bitte erzählen Sie uns doch, was Sie uns heute Abend zeigen werden.«

»Vier Zeichnungen, die vier Saisons der Haute Couture zeigen.« Clara konnte nicht anders, sie beschrieb es genauer. Sie hatte so viel über diese Zeichnungen nachgedacht. »Die für den Winter zeigt zum Beispiel drei Frauen in Pelzmänteln, die an der Leine Pudel mit passenden Pelzmäntelchen führen.«

»Nun, das klingt doch hübsch.«

Machte sich Nadine über sie lustig? Clara hätte es nicht zu sagen gewusst. Sie hatte nur selten Zeit für Geselligkeiten gehabt, einmal abgesehen von gelegentlichen kurzen Gesprächen mit den anderen Künstle-

rinnen, die im selben Apartmenthaus in Greenwich Village wohnten. Sie hatte viel zu viel damit zu tun gehabt, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Nadine stützte sich mit einer Hand auf den Tresen und beugte sich zu ihr. Die Zitrusnote des Parfüms *Emeraude* stieg Clara in die Nase. »Wussten Sie, dass Georgia O'Keeffe – die mit den unglaublichen Blüten – anfangs kommerzielle Zeichnerin war? Dafür braucht man sich nicht zu schämen. Gar nicht. Illustration ist oft ein Sprungbrett hinauf zur wahren Kunst.«

»Ich schäme mich nicht im Geringsten.« Was für eine Frechheit. Clara fand eine solche Herablassung vonseiten einer Studentin anmaßend. »Ich habe nicht vor, mich der ›wahren Kunst‹ zu widmen, wie Sie sie nennen, Nadine. Ich illustriere sehr gern. Das kann ich am besten.«

»Also ich arbeite für mein Leben gern in meiner Zeichen- und Malklasse. Ich lerne so viel von Mr Zakarian, meinem Dozenten. Er hat mich zur studentischen Hilfskraft ernannt, und er ist einfach wunderbar.«

Clara empfand einen Stich von Eifersucht. Keiner ihrer Studenten würde sie mit derart enthusiastischen Worten beschreiben, dessen war sie sich ziemlich sicher. »Studentische Hilfskraft, das ist doch eine Ehre. Haben Sie denn vor, Künstlerin zu werden?«

Nadine lachte schrill auf. »Aber nein. Ich nehme den Unterricht nur, um mich persönlich besser zu entfalten.«

Der Kellner brachte ihre Teller, und für eine kurze Weile fiel kein Wort. Wenn Clara allein gewesen wäre, hätte sie unauffällig ein Dutzend oder mehr Cracker in

ihr Taschentuch gewickelt, um vor dem Zubettgehen noch einen kleinen Snack zu haben.

Der Dichter, der die ganze Zeit geschwiegen hatte, ergriff nun endlich das Wort. »Meine Mutter war Künstlerin, aber mein Vater hat darauf bestanden, dass sie die Kunst nach der Heirat aufgab. In letzter Zeit ist sie kränklich, sie leidet sehr darunter, dass sie nicht mehr in Museen und Ausstellungen gehen kann.«

»Das tut mir leid«, sagte Clara freundlich. »Nadine sagte, Sie seien Dichter?«

»Nadine entwirft ein viel zu großartiges Bild von mir. Eher sich freikämpfender Dichter, würde ich sagen. Ich nehme an, ich schlage meiner Mutter nach, mit dieser angeborenen Liebe zur Kunst. Mein Vater hofft, dass ich es irgendwann aufgebe und Banker werde.«

Nadine legte ihm mütterlich die Hand auf den Arm. »Oliver hatte eine Zusage von der Harvard University, wollte aber nicht hin. Können Sie sich das vorstellen? Stattdessen vegetiert er mit uns armen Bohemiens dahin.«

Bei Nadine konnte man kaum von Dahinvegetieren sprechen. Doch Clara wusste aus eigener Erfahrung, was es hieß, seine Familie zu enttäuschen. »Als ich meinem Vater erklärte, dass ich nach New York gehen würde, sagte er zu mir, dass ich dann nicht mehr zurückzukommen bräuchte. Es war keine leichte Entscheidung, aber ich bin froh, dass ich sie getroffen habe.«

Olivers blaue Augen funkelten. »Es gibt also Hoffnung für uns verlorene Söhne und Töchter?«

»O nein, nie!«

Sie tauschten einen Blick und ein kurzes wissendes Lächeln, das Claras Puls beschleunigte.

Normalerweise würdigten die Männer sie keines zweiten Blickes. Ihr Vater pflegte sie wegen ihres hellen Haars, der blassen Haut und der überaus schmalen, aber hohen Gestalt als »ätherisch« zu bezeichnen. Ihre Mutter hingegen sagte, sie sehe einfach ausgeblichen aus und solle Kleidung tragen, die ein wenig Farbe in ihr Gesicht bringe, doch Clara trug am liebsten Schwarz und Grau. Sie hatte sich immer für ihre gespenstische Blässe und die Körpergröße geschämt, deshalb vermied sie es, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Oliver tauchte den Löffel in seinen Eintopf. Sie folgte verlegen seinem Beispiel. Wahrscheinlich hatte sie sich diese kurze Verständnisinnigkeit nur eingebildet.

Nadine übernahm wieder die Führung des Gesprächs. »Und woher stammen Sie, Miss Darden?«

»Arizona.« Clara wartete auf das unvermeidliche Luftholen. Der amerikanische Westen musste ähnlich entlegen sein wie Australien, jedenfalls waren die meisten, die an der Ostküste zur Welt gekommen waren, geradezu schockiert über den weiten Weg, den sie zurückgelegt hatte.

»Von so weit her? Himmel! Was macht Ihr Vater? Ist er Cowboy?«

»Er verkauft Metalle.«

Durchaus bewusst sprach Clara in der Gegenwart statt in der Vergangenheit von den ehemals guten und jetzt sehr schlechten Geschäften ihrer Familie. Doch

die betrügerischen Machenschaften ihres Vaters waren jetzt nicht mehr Claras Sorge und gingen auch sonst niemanden etwas an. Zum Glück redete Nadine endlos über das Immobiliengeschäft ihres Vaters und wandte sich dabei mehr an Oliver als an Clara, die rasch ihren Eintopf auslöffelte.

Clara blickte zur Uhr hoch. »Ich muss los, die Ausstellung wird bald eröffnet.«

Aber es gab kein Entkommen. Als sie das Restaurant verließen, hakte sich Nadine bei Clara unter, als wären sie schon seit Jahren befreundet. Links und rechts führten von prachtvollen Marmorbögen überspannte Rampen wieder hinauf in die Bahnhofshalle, und über ihnen erhob sich im Fischgrätmuster eine Gewölbedecke. Clara hatte versucht, die Erd- und Sandtöne der Kacheln in einer ihrer Illustrationen wiederzugeben, die heute Abend ausgestellt werden würden.

»Nein, wartet, ich will euch etwas zeigen.« Oliver deutete auf eine Stelle, an der zwei Bögen sich trafen. »Stellt euch dorthin, mit dem Gesicht zur Ecke, und lauscht aufmerksam.«

Clara hatte keine Zeit für derlei Spielchen, doch sie sah zu, wie Nadine seinen Anweisungen folgte. Oliver stellte sich in der gegenüberliegenden Ecke auf und bewegte die Lippen zu Worten, die Clara nicht hören konnte. Nadine kicherte.

»Was ist denn so lustig?«, fragte Clara.

»Sie müssen es selbst ausprobieren. Wir sind in der Flüstergalerie.«

Widerwillig nahm Clara Nadines Platz ein.

»Clara, Clara.«

Wie ein Geist schwebten die Wörter über ihr. Oliver hätte genauso gut dicht neben ihr stehen und sie ihr ins Ohr sagen können. Sie sah hoch und versuchte zu erkennen, in welcher Weise die Konstruktion der Decke Schallwellen so mühelos übermitteln konnte. Sie kehrte ihr Gesicht wieder der Ecke zu. »Sagen Sie mir ein Gedicht auf.«

Einen Moment lang war sie unsicher, ob er es tun würde. Dann hörte sie wieder die körperlose Stimme.

Dies Flüstern wird zur Stimme  
eines Geistes, der zu mir spricht,  
ganz nah, doch unsichtbar,  
und mich in seinen Bann schlägt.

Clara hätte schwören können, die Wärme von Olivers Atem zu spüren. Sie sahen sich in die Augen, als sie sich in der Mitte des Raums trafen.

»Thomas Hardy. Er hat tatsächlich ein Gedicht über eine Flüstergalerie geschrieben«, sagte Oliver beiläufig.

Nadine verschränkte empört die Arme. »Mir hast du kein Gedicht aufgesagt.«

»Beim nächsten Mal, versprochen. Aber jetzt muss ich zu einer Dichterlesung im Stadtzentrum und weitere Inspiration sammeln.«

Clara schüttelte ihm die Hand und ging mit Nadine weiter, wobei ihr das Gedicht immer noch durch den Kopf ging.



Die Menge der schick gekleideten Kunstliebhaber, die sich durch den Eingang der Galerie zu quetschen versuchten, staute schon bis zum Aufzug zurück, als Clara und Nadine ankamen. Sie drängelten sich durch, mit ganz kleinen Schritten, damit ihnen niemand auf die Zehen trat, bis sie es hineingeschafft hatten.

Die Grand Central Art Galleries waren zwei Jahre älter als die Kunstschule, damals hatte Walter Clark, ein zum Künstler mutierter Geschäftsmann, mit der Hilfe von John Singer Sargent einen Teil des fünften Stocks in einen riesigen Ausstellungsbereich umgewandelt, eine Art Künstlergenossenschaft mit ganz besonders geringen Verkaufskommissionen. Clara schaute hier mindestens einmal in der Woche vorbei, um die neusten Werke zu sehen, und sie ermutigte ihre Studenten, es ihr nachzutun. Die Säle waren selten leer, da eigentlich immer irgendwelche New-York-Touristen oder auch manche Pendler durch die Räume streiften.

Heute Abend summite die Galerie vor Energie. Die Arbeiten der Dozenten würden eine Woche lang hängen bleiben und dann durch die Werke der Studenten ersetzt werden, um den Beginn des Frühjahrssemesters und das wachsende Prestige der Hochschule zu feiern. Claras Illustrationen würden an denselben Wänden hängen, an denen einst Sargents Porträts ausgestellt worden waren. Ihr wurde fast schwindelig bei dem Gedanken.

Die Grand Central Art Galleries, an der Südfassade des Bahnhofs gelegen, waren viermal so lang wie breit und bestanden aus einem Labyrinth von insgesamt

zwanzig Sälen und Gängen, in dem die Besucher unwillkürlich entgegen dem Uhrzeigersinn herumwanderten, ohne einen Weg zweimal machen zu müssen. Clara musterte die Wände des ersten Saals, um ihre Arbeiten zu entdecken, doch vergeblich. Mitten im Raum stand der Dozent für Bildhauerei in der Nähe eines Tisches mit zwei nackten Nymphen, von denen eine auf einer Schildkröte balancierte.

»Nicht besonders bemerkenswert«, sagte Nadine.

Clara fand das auch, sagte aber nichts. Sie gingen weiter zu einer Gruppe von Studenten, die das Ölgemälde eines grobschlächtigen Pferdes betrachteten. Sie alle wurden überragt vom Künstler, dem Dozenten der Stilleben- und Zeichenklasse.

Clara hatte ihn schon vorher einige Male gesehen. Er war Ausländer, und es war bekannt, dass er während des Unterrichts laut sang und manchmal sogar tanzte. An diesem Abend stand er ganz ruhig da und hörte aufmerksam seinen Bewunderern zu, die ihm Honig ums Maul schmierten, wobei er immer wieder den Kopf nach hinten warf, in dem vergeblichen Versuch, eine Haarsträhne aus seinen Augen zu bekommen. Er selbst hatte wahrhaftig mehr Ähnlichkeit mit einem Pferd als das Tier auf seinem Bild.

»Das ist Mr Zakarian, mein Lehrer.« Nadine schlängelte sich zu ihm durch. Clara hatte solche Frauen schon früher erlebt, sie drängten sich in den Umkreis gut aussehender oder mächtiger Männer, um sich vor ihrer eigenen Unsicherheit zu retten. Für derlei Unsinn hatte Clara keine Zeit.

Es gab wichtigere Dinge zu tun. Je mehr Menschen

in die Räume drängten, desto stickiger wurde die Luft. Clara sichtete Raum um Raum und ging dann noch einmal die Runde zurück, doch immer noch keine Spur von ihren Illustrationen.

Panik überfiel sie. Ihr Auftrag für Wanamaker war bald erledigt. Kürzlich hatten sie mitgeteilt, sie würden in Zukunft nur noch Künstler aus dem eigenen Haus beschäftigen. Ihr Unterrichtshonorar in Höhe von fünfundsiebzig Dollar monatlich deckte so gerade eben ihre Kosten. Und sie konnte sich nicht darauf verlassen, dass sie im nächsten Semester noch hier arbeiten würde.

Noch einmal bahnte sie sich den Weg durch das Labyrinth der Räume. Nichts. Am Ende eines Flurs ging rechts eine Tür ab, auf der SALES OFFICE stand. Clara hatte sie auf ihrer ersten Runde nicht weiter beachtet, weil sie angenommen hatte, dass dort die Buchhaltung untergebracht war. Die Tür stand halb offen, das Licht brannte. Sie spähte hinein.

Es war eher eine Abstellkammer als ein Zimmer, mit einem zerkratzten Schreibtisch an einer Wand und einem hölzernen Aktenschrank in einer Ecke.

Und da, über dem Schreibtisch, hingen, sorgsam mittig ausgerichtet und mit gleichen Abständen zwischen den Rahmen, ihre Illustrationen.

Als sie Mr Lorette endlich gefunden hatte, zitterte Clara am ganzen Körper vor Zorn. Er unterhielt sich angeregt mit Mr Zakarian, während Mrs Lorette zuhörte. Clara hatte sie bei einer geselligen Zusammenkunft des Lehrkörpers bereits flüchtig kennengelernt

und war tief beeindruckt gewesen von ihrer altmodischen, dicken Pompadour-Frisur, die wie eine langhaarige Katze auf ihrem Kopf thronte.

Sie stellte sich zu der Gruppe. »Mr Lorette, meine Illustrationen sind in ein Hinterzimmer gehängt worden. In ein Hinterzimmer!«

Während Mr Lorette wegen ihrer Unhöflichkeit noch nach Worten rang, sprach sie weiter. »Ich gehöre zum Lehrkörper der School of Art, und dennoch wurden meine Arbeiten in eine Abstellkammer gehängt, die kein Mensch von sich aus aufsuchen würde.«

»Es tut mir leid, Miss Darden. Es wurde eben sehr eng, wissen Sie.« Er schwieg kurz. »Ganz buchstäblich.«

Während Mr Lorette über seinen eigenen Witz lachte, sah Clara, wie der Herausgeber der *Vogue* dem Ausgang zustrebte. Ganz sicher hatte er ihre Arbeiten nicht gesehen.

Jetzt mischte sich Mr Zakarian ins Gespräch. »Wo wurden ihre Werke aufgehängt?«

»In einem Raum direkt am Hauptflur«, sagte Mr Lorette. »Es sind Illustrationen. Wir fanden, dass sie sich in einem intimeren Rahmen besser machen würden.«

»Vielleicht könnten Sie ihr für nächstes Jahr eine Ausstellung gleich hier im ersten Saal versprechen, um das wiedergutzumachen.« Mr Zakarian streckte Clara die Hand entgegen. »Ich glaube, wir haben uns noch nicht kennengelernt. Ich bin Levon Zakarian, einer Ihrer Kollegen.«

Sie schüttelte ihm die Hand, ohne ihn anzusehen,

sie starrte immer noch voller Zorn auf Mr Lorette. »Nächstes Jahr ist es zu spät. Es ist jetzt schon zu spät.«

Anders als die Studentinnen à la Nadine, für die die Grand Central School of Art nur ein Zwischenstopp auf dem Weg zum Eheglück war, hatte Clara all ihre Energien in ihre Künstlerinnenkarriere gesteckt. Sie war gegen den Willen ihrer Eltern nach New York gegangen, wo sie niemanden kannte, und hatte getan, was sie nur konnte, um als Illustratorin Erfolg zu haben. Und besonders schlimm war das Wissen, dass sie eine Chance gehabt hatte, um die andere Künstler sie beneideten: Sie hatte an der Grand Central School of Art unterrichten und ihre Arbeiten in der Galerie ausstellen dürfen – doch jetzt hatte sich diese Chance in Luft aufgelöst.

Mr Lorette zuckte die Schultern. »Heute Abend scheine ich es niemandem recht machen zu können. Wir werden es wiedergutmachen, Miss Darden, meine unterwürfigste Entschuldigung.« Er wandte sich wieder an Mr Zakarian: »Haben Sie Edmunds neuste Werke gesehen? Kommen Sie mit. Ich versichere Ihnen, er wird Ihnen Stoff zum Nachdenken geben.«

»Ich denke, auch Miss Darden könnte Ihnen Stoff zum Nachdenken geben, wenn Sie versuchen, sie abzuschütteln.« Mr Zakarian lächelte verschmitzt. »Ich habe eine Idee. Nehmen wir doch eins von meinen Bildern ab, und ersetzen wir es durch eine ihrer Illustrationen. Nehmen Sie es hier in der Mitte heraus.«

Das fehlte ihr noch, dass einer der Stars des Lehrkörpers wie ein Raubvogel auf sie herunterstieß, um sie zu

protegiere. Schon bei dem Gedanken an eine solche Peinlichkeit wurde ihr übel.

Da Mr Lorette sich nicht länger an ihrer Verzweiflung weiden sollte, stürmte Clara ohne ein weiteres Wort hinaus.

# KAPITEL 2

*New York City, November 1974*

Als sich Virginia bei der Zeitarbeitsfirma Trimble Temp Agency unter Vertrag hatte nehmen lassen, weil sie dringend ihre leeren Tage und das immer leerer werdende Bankkonto füllen musste, hatte sie erwartet, in eins der schicken Hochhäuser geschickt zu werden, wo die Anwälte in gedämpftem Ton mit ihren eleganten und tüchtigen Sekretärinnen sprachen. Und nicht in dieses plumpe Bahnhofsgebäude, das wie eine Kröte unter der New Yorker Skyline hockte.

Doch sie erschien am nächsten Morgen um 9:20 Uhr im Grand Central und fuhr entsprechend den Anweisungen der Agentur mit dem Aufzug in der Nähe von Gleis 23 in den sechsten Stock hinauf. Eine Holztür mit der Aufschrift PENN CENTRAL IN-HOUSE LEGAL DEPT führte zu einem Empfangsbereich, in dem eine hübsche Blondine mit einer Joni-Mitchell-Frisur saß.

»Ich komme von der Trimble Temp Agency.«

Die Empfangsdame zeigte auf die Stühle, die an einer Wand aufgereiht waren. »Bitte nehmen Sie doch Platz. Sie können Ihren Mantel in den Garderobenschrank hängen.«

Nicht sehr schick, diese Kanzlei mit ihren hellbeigen

Wänden und dem passenden Teppichboden. Aber so gut wie jeder andere Ort, um eine Karriere zu beginnen. Ihr gefiel der Gedanke, dass sie mit der Zeit ging. In den 1950er Jahren, in denen sie geheiratet und ihre Tochter Ruby bekommen hatte, hatte sich alles um die Familie gedreht. Aber in den Siebzigern ging es, wie Ruby ihr gern erklärte, um Selbstverwirklichung. Und natürlich war Ruby derzeit ganz mit ihrer eigenen Selbstverwirklichung beschäftigt und hatte kaum einen Monat nach Semesterbeginn das Sarah Lawrence College verlassen und Virginia gesagt, sie brauche erst einmal eine Auszeit. Virginia musste zugeben, dass sie sich freute, ihre Tochter wieder in der Wohnung zu haben. Jemanden, um den sie sich kümmern konnte. Den sie verwöhnen durfte.

Das würde sie auch mit ihrem neuen Chef, dem Anwalt, tun. Nach einiger Zeit würde sie mit seiner Frau darüber scherzen, dass sie beide ihn besser kannten als er sich selbst, gemeinsam am Telefon darüber kichern, dass er den Geburtstag seiner Tochter vergessen hätte, wenn sie ihn nicht erinnert hätten. Genauso, wie sie es einst mit Chesters Sekretärin gemacht hatte. Doch jetzt hatte sich einiges geändert, sie war nicht mehr die Gattin, sondern die Sekretärin – aber was war das Leben schon ohne Veränderung? Sie setzte sich aufrecht hin und versuchte, genau das zu glauben.

Eine Frau, etwa so alt wie sie selbst, mit Minipli und heiserer Stimme, kam in den Eingangsbereich. »Miss Clay?«

»Ja.« Sie hasste ihren Ehenamen, konnte sich aber auch nicht vorstellen, wieder ihren Mädchennamen

anzunehmen. Immerhin war Clay fast zwei Jahrzehnte lang ihre Identität gewesen.

»Sehr gut. Kommen Sie mit.«

Die Frau erklärte ihr, sie sei die Personalchefin von Penn Central, der Eigentümerfirma des Grand Central Terminals. Virginia würde für einen der Anwälte arbeiten, dessen Sekretärin ein Baby bekam. Wenn alles gut ging, hatte Virginia eine Chance, fest angestellt zu werden, sobald ihr Vertrag mit der Zeitarbeitsfirma auslief.

»Haben Sie schon früher für Anwälte gearbeitet?«, fragte die Frau.

Virginia hatte bereits ihren Namen vergessen. Sie musste wirklich besser aufpassen, jetzt, wo sie zur Geschäftswelt gehörte. »Ja, für eine Firma in Midtown.«

Dieselbe Lüge hatte sie auch dem Chef der Zeitarbeitsagentur aufgetischt, denn sie nahm an, die letzten neunzehn Jahre mit einem Firmenanwalt verheiratet gewesen zu sein laufe in etwa auf dasselbe hinaus. Die Wochenenden und Abende hatte er meist mit Mandanten und Kollegen am Telefon verbracht, und manches von dem, was sie aufgeschnappt hatte, musste sich doch einen Weg in ihr Hirn gebahnt haben.

Die Frau führte sie zu einem Schreibtisch mit einer Schreibmaschine und einem modernen Telefon, an dem ein Plastikknopf rot leuchtete. »Mr Huckle telefoniert gerade, ich werde ihn nicht stören, um Sie vorzustellen. Wenn er etwas braucht, wird er herauskommen.«

Virginia verstaute ihre Handtasche in einer der unteren Schubladen und erkundete die anderen, die Bleistifte und Kulis und Korrekturflüssigkeit enthielten,

die übliche Ausstattung für eine moderne Sekretärin. Hinter ihr stand ein großer Aktenschrank aus Metall. Als sie gerade aufstand, um hineinzuschauen, schoss ein Mann aus einem der Büros. Er hatte leuchtend blaue Augen wie ein Filmstar und einen dichten Haarschopf. Nicht das, worauf sie gefasst gewesen war, und sie versuchte, ihn nicht allzu blöde anzustarren.

»Sind Sie die Neue?« Er musterte sie vom Kopf bis zu den ausgetretenen grauen Pumps. Es fiel ihr schwer, diesen Blick auszuhalten. Zu Beginn des Jahres hatte sie ihrem braunen Haar einen, wie sie hoffte, modernen Kurzhaarschnitt verpassen lassen, doch da er nicht regelmäßig nachgeschnitten worden war, hatten ihre Naturlocken das Ganze in ein Vogelnest verwandelt.

Mr Huckles Blick wanderte zurück zu ihrer Körpermitte und blieb dort hängen. Auch wenn ihre Nase ein wenig breit und ihre Augen tief liegend waren, hatte sie immer eine bemerkenswerte Figur gehabt. Ihre Taille war auch nach Ruby schmal geblieben, und ihre Brust hatte immer noch eine Doppel-D-Größe. Jetzt nur noch Einzel-D, hatte sie nach der Operation zu Chester gesagt, doch der hatte nicht gelacht.

»Wie alt sind Sie?«

Eine unerwartete Frage. »Ich bin fünfunddreißig.« Sie fand es nicht allzu übertrieben, fünf Jahre abzuziehen.

»Sehr gut.« Er warf noch einen letzten prüfenden Blick auf ihre Hüften und bedeutete ihr dann mit einer Handbewegung, ihm zu folgen. »Kommen Sie in mein Büro. Bringen Sie Ihren Stenoblock mit.«

Auf dem Namensschild an der Bürotür stand DENNIS

HUCKLE. Sie schnappte sich den Stenoblock von ihrem Schreibtisch und folgte ihm mit einem unangenehmen Gefühl in der Magenrube. Mr Huckle diktierte sofort los, doch sie musste ihn gleich unterbrechen.

»In Ray?«

Er sah sie an, als wäre sie verrückt. »Was? Ja.«

»Hat er auch einen Nachnamen?«

Er war nicht so angezogen wie die Anwälte, die sie bisher bei Geschäftsessen und Konferenzen außer Haus kennengelernt hatte. Sein oberster Hemdenknopf war geöffnet und der gestreifte Schlips gelockert, sodass die kräftigen Halssehnen zu sehen waren. Aber Firmenanwälte mussten wahrscheinlich nicht so auf den äußeren Eindruck bedacht sein wie die Anwälte mit Kundenverkehr. Man musste sich schließlich nicht um Kunden bemühen. »Dies ist eine Aktennotiz. Es gibt keinen Nachnamen.«

»Und wer ist dann Ray?«

Er lehnte sich zurück und holte Luft wie ein Drache kurz vorm Feuerspucken. »*In re.*« Er buchstabierte die Wörter. »Es gehört zum Betreff eines juristischen Memorandums.«

»Ach so, tut mir leid, ich habe mich verhört. Macht nichts. Fahren Sie fort.«

Zurück am Schreibtisch, spannte sie einen Bogen Papier in ihre Schreibmaschine und sah auf ihren Stenoblock. Sie hatte sich alle Mühe gegeben mitzukommen, aber das Gekritzel ergab für sie keinen Sinn. Sie hatte nie Steno gelernt, also hatte sie nur die wichtigen Wörter so schnell wie möglich hingeschrieben und die unwichtigen ausgelassen.

Eine Stunde später kam Mr Huckle aus seinem Büro.  
»Wo ist das Memo?«

Sie riss es von der Schreibmaschinenwalze, hielt es ihm hin und ließ sich dann, nachdem sich seine Tür geschlossen hatte, wieder auf ihren Stuhl sinken. Sie wartete.

Eine halbe Minute später hörte sie ihn jemanden am Telefon anbrüllen. Kathleen. Das war der Name der Personalleiterin. Jetzt wusste sie wenigstens Bescheid. Kathleen kam den Flur heruntergefegt und bat Virginia, noch einmal mit in ihr Büro zu kommen.

Virginia überlegte sich bereits Entschuldigungen für die Zeitarbeitsfirma. Der Mann sei unverschämt gewesen, es hätte von der Persönlichkeit her einfach nicht gepasst. Beim nächsten Mal würde sie ihre Sache besser machen.

Kathleen setzte sich hinter ihren Schreibtisch und faltete die Hände auf der Tischplatte. »Mr Huckle sagte, Sie hätten keine Ahnung von Ihrer Arbeit.«

Virginia schüttelte den Kopf. »Ich muss noch an meiner Stenografie arbeiten. Vielleicht könnte ich es schaffen, wenn er ein bisschen langsamer sprechen würde. Ich würde es gern noch einmal versuchen.«

»Sie würden nur unser aller Zeit verschwenden.« Sie sah Virginia in die Augen, aber nicht wütend.

Mitleidig.

Irgendwie hatte sich Virginia in ihrer Fantasie als eine dieser schicken Sekretärinnen in der Werbung der Zeitarbeitsfirma gesehen, mit einer hübschen Figur und wissendem Lächeln, das Kompetenz und Diskretion verhiess. Dabei war sie in Wahrheit eine Vogel-

scheuche mittleren Alters in einem verfusselten Twinset, einfach nur lächerlich. Seit die Scheidung ein Jahr zuvor ausgesprochen worden war, hatte sie so hart daran gearbeitet, alles unter Kontrolle zu behalten. Ruby zu beweisen, dass es ihnen beiden gut ging, du wirst schon sehen. Doch tatsächlich war die Welt für sie beide zerbrochen, als Chester sie im Stich gelassen hatte.

Sie wollte gar nicht daran denken, doch die Bilder fluteten in ihren Kopf. Ruby, die aus ihrem Zimmer hüpfte und dabei irgendeinen bittersüßen Donny-Osmond-Song summt, während sie und Chester wie Salzsäulen am Küchentresen standen und wussten, dass sie Rubys Welt gleich in Stücke reißen würden. Ruby hatte sofort gespürt, dass etwas nicht stimmte. »Hab ich was angestellt?«, hatte sie gefragt.

Und dann hatte Virginia, während Chester die Lage erklärte, zugesehen, wie ihre Tochter in sich zusammenfiel. Anders ließ es sich nicht ausdrücken. *In sich zusammenfallen*. Stückchen für Stückchen, Muskel für Muskel hatte sich eine Mischung aus Agonie und Überraschung auf dem Gesicht ihrer geliebten Tochter ausgebreitet: Ihre Stirn bekam Falten, ihre Nase wurde rot, ihr Kinn begann zu zittern. Am schwersten war es für Virginia gewesen, ihre eigenen Gesichtszüge unter Kontrolle zu halten, ruhig und vertraueneinflößend zu wirken, um Ruby zu zeigen, dass auch das nur ein Tag wie die meisten anderen war, dass nichts passiert war, dass es allen gut gehen würde. Rubys Augen wurden rot und feucht, sie rannte aus der Küche und schlug krachend die Tür ihres Zimmers hinter sich zu.

Das hatten sie ihr angetan. Das hatte Chester ihr angetan. Und Virginia würde immer weiter versuchen, es für Ruby in Ordnung zu bringen. Die Zerstörung wiedergutzumachen, die sie angerichtet hatten.

Jetzt versuchte Virginia, ihr eigenes Gesicht am Zusammenfallen zu hindern, doch die Anstrengung machte alles nur noch schlimmer, und schließlich stieß sie einen erstickten, fast würgenden Laut aus. »Es tut mir leid. Ich weiß auch nicht, was ich mir dabei gedacht habe. Mein Mann ist Anwalt. Ich meine, mein Exmann. Ich dachte, ich würde es hinbekommen.«

Kathleen sah ihr noch einmal in die Augen. »Sie sind geschieden?«

»Ja.«

Dann trat ein stiller Moment ein, wie in der Kirche, kurz bevor der Chor zu singen beginnt. »Ich auch.«

Kathleen schaute auf ein paar Papiere auf ihrem Schreibtisch. »Es gibt noch eine freie Stelle, bei der man keine Tipp- oder Stenofertigkeiten braucht. Hätten Sie Interesse?«

Selbst wenn man sie acht Stunden am Tag in einen fensterlosen Raum sperren und Formulare sortieren lassen wollte, würde sie die Stelle nehmen. Eine tägliche Aufgabe, ein Ort, an den sie gehörte. Ein Grund, morgens aufzustehen. »Natürlich. Vielen Dank.« Kathleens Mitgefühl steigerte noch ihren Drang zu weinen. »Ist es in Ordnung, wenn ich mich erst ein wenig frische-mache?«

»Bitten Sie Annie vorn am Empfang um den Schlüssel zum Waschraum. Und lassen Sie sich Zeit.«

Die Empfangsdame zog schwungvoll eine Schublade

voller Schlüssel auf und reichte ihr einen davon. Draußen im Flur ging Virginia erst nach links und dann nach rechts und versuchte, sich an Annies genuschelte Erklärungen zu erinnern. Um die Ecke und dann die dritte Tür links. Oder war es die vierte?

An der dritten Tür versuchte sie es vergeblich. An der vierten glitt der Schlüssel widerstandslos ins Schloss.

Sie trat ein und tastete nach dem Lichtschalter, in der Erwartung, eine Reihe Waschbecken und schmutzige Fliesenwände zu sehen. Stattdessen stand sie in einer kleinen Empfangshalle, auf deren eine Wand in goldenen Buchstaben THE GRAND CENTRAL SCHOOL OF ART gemalt war. Hübsche Art-déco-Hängelampen beleuchteten mit ihrem warmen Licht einen langen Flur, der nach links abging. Neugierig wagte sie sich weiter vor, ihre Verzweiflung war für einen Moment vergessen.

Sie blickte in den ersten Raum, der vom Flur abging. Er sah so aus, als wäre die Kunstakademie noch in Betrieb, ein Dutzend Staffeleien schienen auf den morgigen Unterricht zu warten, an einer Wand hingen Zeichnungen und Gemälde, und auf einem Tisch in der Mitte des Raums stand eine Keramikvase. Dass alles längst verlassen war, merkte man nur am Staub, der jede Oberfläche bedeckte und die Glasur der Vase aschgrün wirken ließ. Ein leichter Geruch nach Chemikalien brachte sie zum Niesen, aber vielleicht lag es auch am Staub. Ein riesiger Schrank für Kunstwerke nahm eine Wand ein, unten waren unterschiedlich große Fächer für gerahmte Gemälde, darüber Regale.

Sie sah in alle Räume, darunter insgesamt fünf Ateliers, und staunte über ihren Fund: eine mumifizierte Kunstakademie oben im Grand Central. Der letzte Raum war eine Art Abstellraum, voll mit unordentlich aufeinandergestapelten Holzkisten. Die Kiste direkt vor ihr war geöffnet worden; neben der Kiste lag ein Brechisen auf dem Fußboden. In der Kiste fand Virginia Veranstaltungslisten, Rechnungsbücher und Klad-den mit Schülernamen und Angaben zu den Kursgebühren. Ein Kursverzeichnis aus dem Winter 1928 bot eine Art Schnappschuss des Lebens kurz vor der großen Depression, als die Teilnahme an einem Porträtmalkurs noch vierzehn Dollar monatlich kostete.

Sie durfte sich nicht länger hier aufhalten. Kathleen wartete auf sie, und sie musste ja auch noch den Waschraum finden. Doch als sie sich zum Gehen wandte, erstarrte sie vor einer Wand voller Kunstwerke. Stillleben, Porträts, Landschaften, manche auf vergilbter Leinwand, andere auf brüchigem bräunlichem Papier. Ein vertrautes Motiv zog ihren Blick auf sich, Virginia erkannte einen Renoir, den mit dem Fest nach der Bootstour, aber in dieser Version hielt eine der Figuren doch tatsächlich eine Flasche Cola in der Hand.

Angesichts all dieser zerstörten Schönheit und der vergilbten Werke von Studenten, die einst fleißig gearbeitet hatten und nun Gott weiß wo waren, brach Virginia in Tränen aus. Weil sie gerade so Schiffbruch erlitten hatte, weil die Welt sich derart ihrer Kontrolle entzog.

Sie zog ein Papiertaschentuch aus der Handtasche. Als sie damit unter ihren Augen entlangwischte, fiel

ihr Blick auf eine Skizze von mehreren Frauen, die altmodische Schneiderkostüme wie aus einer alten Zeitungswerbung trugen. *Für die gut angezogene Sekretärin* stand darüber. Die meisten Modelle blickten irgendwie zur Seite, doch das in der Mitte sah stracks geradeaus. Ihre Haltung – zurückgeworfene Schultern, erhobenes Kinn – verriet Stärke und Charakter. Unten rechts war eine Signatur, *Clara Darden*.

Virginia nahm dieselbe Pose ein und amüsierte sich dabei über sich selbst, dennoch gab es ihr einen Schub von Energie und Selbstvertrauen. Was immer Kathleen zu bieten hatte, sie würde tief in sich den Mut finden, sich der Aufgabe zu stellen. Die Demütigung heute war nicht die erste, die sie seit ihrer Scheidung hatte verkraften müssen, und sicher auch nicht die letzte. Aber wenigstens stellte sie sich der Welt da draußen.

Als Virginia zurückkam, wurde sie zu ihrer Überraschung von Kathleen aus dem Büro geführt, und sie fuhren mit dem Aufzug hinunter in die Bahnhofshalle. Kathleen zeigte über die Menschenmengen hinweg. »Wir brauchen Hilfe am Informationsstand.«

»Am Informationsstand? Mitten im Bahnhof?«

»Ja. Die Arbeitszeit wäre von neun bis siebzehn Uhr, eine Praktikantenstelle. Es gibt auch eine Nachtschicht, aber die ist meiner Meinung nach nichts für Frauen. Sie wollen sich hier spät in der Nacht bestimmt nicht mehr aufhalten.«

Virginia wollte sich hier überhaupt nicht aufhalten. Der runde Informationsstand stand wie ein kleines Raumschiff mitten in der Bahnhofshalle, seine untere

Hälfte bestand aus dem gleichen schmutzdelig wirkenden Marmor wie der Fußboden, die obere aus trübem Glas. Darin wäre sie völlig exponiert. Die Leute würden sie sehen können. Leute, die auf dem Weg zu ihren Häusern in Connecticut waren oder den Zug nach Boswell nehmen wollten. Leute, die sie kannte.

»Gibt es gar nichts anderes? Etwas im Büro? Ich dachte, ich wäre von Penn Central eingestellt worden.«

»Penn Central ist Eigentümerin des Grand Central Terminal und betreibt die Eisenbahn, also würden Sie auch hier für uns arbeiten. Die einzige freie Stelle, die keinerlei Berufserfahrung voraussetzt, ist die eines Praktikanten der Bahngesellschaft.«

»Aber ich weiß doch gar nichts über die Züge und den Bahnhof.«

»Sie werden keinen direkten Publikumskontakt haben, jedenfalls noch nicht. Tun Sie einfach, was Ihr Vorgesetzter Ihnen sagt, gehen Sie ans Telefon, wenn die Zentrale anruft, und füllen Sie die Fächer mit den Fahrplänen auf. Es ist kein toller Job, aber man bekommt dafür hundertachtzig Dollar die Woche. Also jedenfalls die Agentur. Ich weiß nicht, wie viel Sie davon bekommen.«

Etwa hundertzwanzig Dollar, wie Virginia annahm. Als Anwaltssekretärin hatte man ihr zweihundert versprochen.

Während sie sich dem Informationsstand näherten, hielt Virginia den Blick gesenkt und hoffte, dass niemand, den sie kannte, in der Nähe war. Kathleen winkte einem der Bediensteten zu, und er öffnete eine kleine Tür und ließ sie ein.

Die beiden Angestellten, die der Tür am nächsten saßen, starrten sie kurz an, bevor sie sich wieder der Menge zuwandten, die den Stand umringte. Hier drinnen war es extrem eng, man konnte sich kaum zwischen den hohen Hockern für das Dienstpersonal hindurchbewegen. In der Mitte des Stands ragte ein großer Metallzylinder in die Höhe und nahm noch mehr Platz weg. Jahrzehntelanges Schlurfen hatte in den Boden rings um den Zylinder eine ringförmige Furche gegraben, und der Marmortresen innerhalb der Umfriedung war zerkratzt und wirkte schmutzig.

Unter dem Tresen standen in offenen Regalfächern braune Lunchtüten neben schmutzigen Lappen und Zeitungen, Virginia fühlte sich an die Kindergarderobe damals in Rubys Kindergarten erinnert. Sie stand dicht neben Kathleen an der Tür, praktisch in Tuchfühlung, weil sie einander nicht ausweichen konnten.

Kathleen zeigte auf einen adretten alten Mann zwei Fenster weiter. »Das ist Terrence, der Leiter der Abteilung. Er wird Ihnen sagen, was Sie tun sollen, und kann freitags Ihren Arbeitsstundenzettel abzeichnen.« Kathleen tätschelte ihr noch aufmunternd den Arm, und dann war sie weg, fortgespült von der Flut der Reisenden außerhalb des Infostands.

Virginia versuchte, sich zu Terrence durchzuschlängeln. Er hielt ihr eine Handfläche entgegen, um sie am Sprechen zu hindern, solange er einer Frau noch erklärte, wie sie am besten zur St. Patrick's Cathedral kam.

Er drehte ein »Schalter geschlossen«-Schild nach außen und stieß sich dann mit den Händen vom Tresen